

Sie mir, ich war selbst verwundert, als ich es zum Doktor brachte und zum königlich preußischen Referendar. Aber meine italienischen Reisen dann erlösten mich, ich wurde Schriftsteller und Dramaturg, diente unter Ferdinand Bonn und vier Jahre am Düsseldorfer Schauspielhaus. Dort habe ich dann den Kunstgottesdienst am Sonntag eingeführt, jedesmal einen andern Großen skizziert, woraus später die „Schattenbilder“ wurden. Aber meine Dramen gingen und gehen mir näher. Dem Publikum freilich nicht— Sie sehen, ich bin freimütig, das ist nun einmal rheinländische Art. Nur „Belinde“ hat zweimal den Schiller-Preis bekommen, „Anna Walewska“ haben sie aufgeführt, „Ritter Blaubart“, „Alles um Liebe“ und, was weiß ich noch. Ihnen war es genug, mir zu wenig. Die Herren Kritiker fanden meine Sprache zu neu, mit zu vielen Gedanken und Gleichnissen beladen. Schatten wollten sie, nicht Bilder, und so haben wir einander in den Schattenbildern gefunden.“

Eulenberg hielt inne und sah in das sich neigende Rot des heiteren Märztages, trank sein Glas leer, bat den Besucher, das Gleiche zu tun. Dann fuhr er fort:

„Aber Sie wollen mich ja als Menschen zeichnen und nicht Daten bringen, die man überall nachsuchen kann. Ich sollte eigentlich wissen, wie man am besten das Gerüst aufstellt, aus dem endlich der fertige Kopf tritt, wie bei den Plastiken der Bildhauer. Ich will es Ihnen leichter machen, als es mir die Schatten gemacht haben, wenn ich zu ihnen in den Orkus hinabträume. Victor Hugo, Ariost, Calderon, Goya, all die Hunderte, die ich wiederzuerkennen suchte im Essay; erinnern Sie sich, wie bunt diese Silhouetten sind, die scheinbar von Natur und gewerbsmäßigen Biographen zur Einfärbigkeit verurteilt wurden. Wie Oskar Wilde aus der Hölle, Musset aus einem Monolog vor seinem Spiegel und seinem Kassabuch gemalt ist, von Flaubert lasse ich seinen Schreibtisch erzählen, Rubens

sollen Anekdoten schildern, Puschkin ein Dramolett, und wer weiß, was noch alles. Also schreiben Sie von Herbert Eulenberg: Wie er wohnt, sehen Sie, und daß er Hunde liebt und die Natur. Daß er noch immer vom Theaterdämon besessen und allabendlich von hier ins Theater fährt. Was er denkt, steht in seinen Werken. Und wie er zu den Einzelheiten des Daseins steht?“

„Meine Lieblingseigenschaft beim Manne? Kameradschaftlichkeit. Bei der Frau? Heiterkeit. Liebster Held in der Geschichte? Washington. In der Dichtung? Hamlet und Don Quichote. Auf der Bühne der Großinquisitor in „Don Carlos“. Das beste Stück ist „Kabale und Liebe“, der schönste Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Das herrlichste Bild? „Die Nachtwache“ von Rembrandt. Zola, Swift, Dickens, Turgenjew die liebsten Schriftsteller. Von allen Büchern am häufigsten gelesen den Robinson, das stärkste Land in Bezug auf Eindruck Nordamerika. Die erregendsten Bauwerke die Hagia Sofia in Konstantinopel, der Escorial und Wallstreets Wolkenkratzer. Die liebste Tugend ist mir die Verträglichkeit, das wichtigste Temperament Leidenschaft. Meine Lieblingsbeschäftigung war das Reisen, jetzt ist es Arbei-

ten und Schreiben. Was ich sammle? Nichts, nicht Bücher und nicht einmal Geld. Mein Lieblingskomponist ist Mozart, von lebenden Schriftstellern lese ich nach Gerhart Hauptmann am liebsten Thomas Mann. Nun, wissen Sie genug? Wenn nicht, kommen Sie nächstens wieder, oder bis ich länger gelebt und Neues gesehen, gedacht, geschrieben habe. Denn, wissen Sie, das ist doch der Sinn des Lebens.“

Sinn des Lebens, schallten ihm die eigenen Worte nach, als der Besucher gegangen war. Es war schon ganz dunkel geworden, der halbe Mond hatte Kraft gewonnen und silberte den Rhein und den Parkweg. Und als der Dichter dem Hause zuschritt, malte sich sein Schattenbild im Kies.



Herbert Eulenberg

Zur Eigenvorlesung am  
Freitag, den 12. April

## Richard Billinger

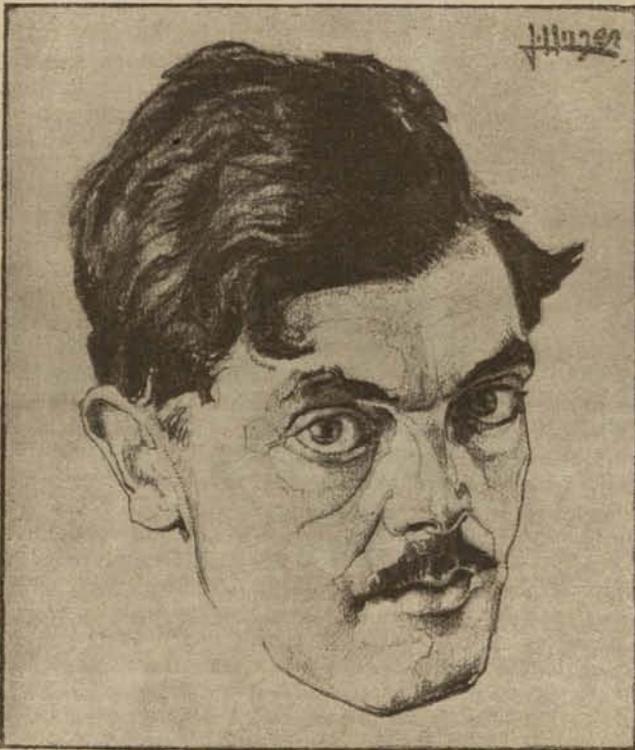
Von Dr. Wilhelm Wolf

Die äußere Erscheinung Billingers ist wie sein Werk: eine vollkräftige Inkarnation innvierterischen Bauerntums in neuzeitlichem Gewande. Eine große, breitschulterige, starknackige Gestalt, den Kopf nach vorn gesenkt, so daß seine Augen, halb bauernscheu, halb herrenstolz, eben noch unter den buschigen Brauen hervorsichern können, schreitet er seinen jungen, schweren Schritt. Und seine Wege führen dorthin, wohin er, er allein, will. Seine Hände sind lässig, aber so, daß sie, wenn es sein müßte, auch rauhen könnten. Er kümmert sich aber um wenig, in ihm scheint es ständig zu arbeiten. So nimmt er wenig Notiz von der Umgebung, mit sich innerlich beschäftigt,

noch wortkarger als der Bauer selbst. Er absolvierte ein Gymnasium, studierte einige Semester an der Universität. Nachweislich geschadet hat ihm dies nicht, wenn immer es ihn aus der Bauernarbeit herausnahm. Das wäre wahrscheinlich auch sonst gekommen, denn der „Peter“ seines Perchtenspiels, der „törichte Bauer“, den's nicht bei der Arbeit laßt, steckt wohl auch in ihm. Er hätte sich nicht halten lassen hinterm Pflug. Ist er auch ganz aus dem Boden und dem Fleisch seiner Ahnen, so scheint er doch geschaffen, sein Erbe im Geist zu erleben. Die vier Wände können zu eng werden. So war es wohl gut, daß er, für die Welt bestimmt, auf der üblichen Bildungsweise vor-

bereitet wurde, sie selbstsicher betreten zu können. Von seinem Selbst nahmen ihm die Klassen- und Hörsäle nichts, vielleicht trugen sie dazu bei, ihn noch mehr in sich zurückzutreiben. Er steht heute in den Dreißigern.

Im Jahre 1924 erschien von ihm ein schmaler Gedichtband. Bekannt haben ihn diese Gedichte noch nicht gemacht. Erst seit der Aufführung seines Perchtenspiels bei den Salzburger Festspielen 1928 ist sein Name in Österreich und im Reich viel genannt. Seitdem brachten führende literarische Zeitschriften neuere Gedichte aus seiner Feder. Ob die Einführung, die er in Salzburg erfuhr, ihn in seinem ganzen dichterischen Willen kennzeichnete, ist zu bezweifeln. Seine ursprüngliche Sprache ist nicht das Drama, sondern Lyrik; ein Sein zu erfassen und vollblütig zu formen, ist ihm mehr gegeben, als irgend einen Widerstreit in zeitlichem Flusse zu begleiten. Bäuerliches Schicksal ist seit dem Meier Helmbrecht immer wieder in der Literatur verwendet worden, von Stadtbürgern und Landbürgern. Uns



Richard Billinger  
(Zeichnung von Ludwig Unger)

### Anekdoten und Anekdotisches

Ein Tenorist, dessen Stimme recht unrein klang, sang einst bei einer Veranstaltung, in Anwesenheit des Komponisten Auber, die Arie des Josef. Als er die Worte sang „In einen feuchten und kalten Abgrund werfen sie mich in ihrer Wut“, flüsterte Auber seiner Nachbarin zu: „Dieser Josef ist, nach seiner Stimme zu urteilen, entschieden zu lange in der Zisterne geblieben“.

Bülow war als schlagfertiger Mann bekannt. Eines Tages stieß er auf der Treppe eines Hotels mit einem Herrn zusammen, der ihn wütend anschrif: „Esell!“ Worauf Bülow den Hut zog und höflich sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen; auch ich will mich Ihnen vorstellen: mein Name ist Bülow.“

will aber scheinen, als wäre diese volkstümliche Welt doch immer mit ritterlichen, geistlichen oder bürgerlichen Augen des zivilisatorisch höheren Standes geschaut und nach der jeweiligen Zeit-tendenz umgegossen worden und dies bezeichnenderweise auch vom Dichter, der selbst aus der geschilderten Umwelt stammt. Erst war eine Orientierung nach oben notwendig, war es auch nur, um nach einem augenblicklichen philosophischen Modewindchen zu fangen, ehe der Zugang durch die hohe Pforte der Literatur eröffnet wurde. Das 19. Jahrhundert bis herauf zu den Tiroler Naturalisten böte der Beispiele übergenug. Klassisches Heldentum, romantische Schwärmerei wurde hineingesehen und mit Sentimentalität übermalt. Sammler und Buchgelehrte legten ein modriges Büchlein darüber. Trotzdem lebte, tief verkrochen und fast verschüttet, der bäuerliche Kulturkreis weiter, der Mutterboden unserer gesamten Kultur, einheitlich geheimnisvoll verwachsen aus germanischem Mythos und christlicher Religion. Und aus solchem Mutterboden scheint Billinger sein Leben und seine Triebkraft zu schöpfen. Freilich ist die geistige Atmosphäre der Gegenwart solchem Leben Mitvoraussetzung, mahnte doch R. M. Rilke im Bändchen Requiem, Nachruf und dichterisches Testament zugleich, „hart sich in die Dinge zu verwandeln“. Dieser Sinn für künstlerische Objektivität, solche Dinglichkeit ist die Mitgift unserer Zeit für den Dichter der Stadt wie des Landes. Neues wie uraltes Leben kann so sein eigentliches Antlitz erhalten und dadurch befreit werden. Wie ein einsamer Berg auf tiefster Natur konnte derart Billingers Werk die individualistische Oberschicht durchbrechen, erdgewachsen. Nun ragt er herein in die Literatur der Stadt wie ein ländlicher Riese. Uralter Ahnenerbe ist in ihm erwacht und redet auf von Wiese und Scholle, von reifendem Korn, von den werdenden Tieren, von Mahd und Blust, von Stall und Stube, Mann und Weib, Mutter und Kind. Und von der Menschenbrust, die froh ist und stöhnt in alter Bindung. Von den Geistern, die durch die Rauhacht gespenstern und von den lockenden Geistern in Wald und Bach, vom Teufel und den Heiligen und vom Herrn Christus im Sakrament.

Ein schwerer Rhythmus schreitet in seinen Gedichten und bedächtig erscheint sein Gesamtschaffen, zeitlich gesehen, nach Bauernart. Außer dem Angeführten sind nur einzelne dramatische Entwürfe, wie „Die Reise nach Ursprung“ (die erste Fassung des Perchtenspiels), zerstreut erschienen. In diesen Tagen soll der zweite Gedichtband herauskommen, der das Reifste enthalten wird, was er schrieb, noch klarer und abgerundeter als alles Bisherige.

Der Pianist Rosenthal war bei einem Konzert eines Kollegen anwesend, der durch sein gewähltes, aber sehr kleines Repertoire auffiel. Dieser wurde von einer Dame um ein Autogramm gebeten. Nur eine einzige, aber charakteristische Zeile: „Wissen Sie, was Sie da schreiben könnten?“, riet ihm Rosenthal, „vielleicht Ihr Repertoire“.

Max Reger liebte den Zwang der Etikette recht wenig. Einst war er in einer sehr steifen Gesellschaft, in der es zereemoniell zugeht und in der er sich sehr unwohl fühlte. Lange sprach er kein Wort. Doch plötzlich ruft er ganz laut in die Gesellschaft „Papp“. Alles schaut ihn entsetzt und fragend an. Er aber setzt seine lebenswürdigste Miene auf und sagt: „Es geht halt doch, man hat mir halt g'sagt, daß man in der Gesellschaft nicht ‚Papp‘ sagen darf, da hab ichs halt mal probiert!“